

und die Behauptung wagen, dass die Agora nicht entleert ist. Vielmehr wimmelt es dort von »issues« und engagierten Stadtbewohnern. Selbst die unsichtbaren und in den Hintergrund der Selbstverständlichkeit abgerückten urbanen Infrastrukturen können zum Anlass für Mobilisierungsprozesse werden. Insbesondere die erfolgreiche Kampagne für die Rekommunalisierung der Berliner Wasserbetriebe (vgl. Beveridge/Naumann 2017) demonstriert, dass die Stadtbewohner durchaus in der Lage sind »to see beyond the flowing tap« (Graham/Thrift 2007: 10). Durch die Initiative des Berliner Wassertisch e. V. wurde die Infrastrukturversorgung »zu einer wichtigen Frage stadtpolitischer Auseinandersetzungen« (Beveridge/Nauman 2017: 68). Der Wassertisch ist dabei nur ein Beispiel einer ganzen Reihe stadtpolitischer Initiativen (vgl. ebd.: 73), die in den 2000er- und 2010er Jahren »[b]islang als selbstverständlich vorausgesetzte und zumeist Ingenieuren vorbehaltene Netzwerke der Energie- und Wasserversorgung [...] sichtbar gemacht« (ebd.: 68) haben.¹⁶ Die Mobilisierungskraft (vgl. ebd.: 74) dieser Kampagnen führen Ross Beveridge und Matthias Nauman dabei auf den Umstand zurück, dass die »abstrakte Forderung nach ›Unserer Stadt‹ [...] in den Kampagnen für ›Unser Wasser‹ oder ›Unser Netz‹ auf konkrete Gegenstände bezogen« (ebd.: 71) werden konnte. Stadtpolitik ist auf das Objekt gekommen: Aus »Reclaim the City« (ebd.: 72) und dem »Recht auf Stadt« wurde das »Recht auf Infrastruktur« (ebd.: 78).

Die um Stromnetze und Wasserleitungen geführten Auseinandersetzungen demonstrieren damit nicht nur »ein gestiegenes öffentliches Interesse an Fragen der Ver- und Entsorgung der Stadt« (Beveridge/Nauman 2017: 67f.), sondern kehren generell hervor, dass Infrastrukturen »in hohem Maße von Konflikten geprägt und niemals politisch ›neutral‹« (ebd.: 79) sind. »[I]nfrastructure not only has a politics but is a politics« (Amin/Thrift 2017: 84): Sie konstituieren »political arenas« (ebd.: 6), generieren »new publics« (ebd.: 3) und »new forms of agora« (ebd.: 85). Die »infrastrukturelle Perspektive auf städtische Kämpfe« (Beveridge/Nauman 2017: 68) führt damit: zurück zu den Dingen!

5.2 Latour als geheimer Beruhiger? Über die Politik der Ameise

Die Affinität zwischen der ANT und den Urban Studies wird mitunter auf das gemeinsame Interesse an den technischen Netzen der Stadt zurückgeführt (vgl. Madden 2010: 584) – eine Kompatibilität zwischen beiden Programmen, die jedoch allein für den »technocratic wing of urban studies« (ebd.: 585) gelte. In Sachen Segregation, Exklusion, Ausbeutung oder Rassismus erweise sich die ANT dagegen als unbrauchbar (vgl. ebd.: 586f.). Schlimmer noch: Aufgrund ihrer apolitischen Haltung (vgl. ebd.: 586) las-

¹⁶ Der »Berliner Energietisch« hat erfolgreich für die Rekommunalisierung des Stromnetzes gekämpft, der »Berliner S-Bahn-Tisch« nimmt sich diverser Stadtbahn-bezogener Anliegen an und meint: »Es ist unsere Stadt, es ist unsere S-Bahn!« Vgl. www.s-bahn-tisch.de/ueber%20uns.html (abgerufen am 30.08.2020). Beveridge und Naumann erwähnen neben Strom und Energie (vgl. Beveridge/Nauman 2017: 71, 75) aber noch diverse andere Kampagnen, etwa das Bündnis »A100 Stoppen«, die Initiative »100 % Tempelhofer Feld« oder die Proteste gegen die Bebauung des Friedrichshainer Spreeufers (vgl. ebd.: 70f.).

se die ANT die Urban Studies »politically impoverished« (ebd.: 583) zurück.¹⁷ Vorwürfe dieser Art, die ANT könne mit den negativen, kritikwürdigen Aspekten des (urbanen) Lebens nicht umgehen und erweise sich diesbezüglich als zu unpolitisch, scheinen Latour vertraut zu sein, zumindest greift er sie in gewohnt selbstironischer Manier auf: In »Aramis« wird Norbert von seinem Assistenten des Quietismus und der Feigheit beschuldigt, weil er sich jeglicher moralischer Verurteilung der Akteure enthält (vgl. Latour 1996a: 191). In »Existenzweisen« nimmt die Anthropologin dagegen nicht nur ernst, »was ihre Informanten von den Schwierigkeiten ihres Lebensunterhalts sagen« (ebd.: 521), sie widmet sich in diesem Zusammenhang auch dem »Skrupel und der Moralität« (ebd.: 613, Herv. i. O.), was den folgenden (an die Anthropologin bzw. Latour adressierten) Kommentar eines fiktiven Gesprächspartners nach sich zieht: »Sieh da, sieh an, plötzlich fangen Sie an zu moralisieren! Könnte es sein, daß Sie sich so langsam dem Ende nähern [...]?« (Ebd.: 608) Gemeint ist das Ende der in »Existenzweisen« betriebenen Untersuchung über die Werte der Modernen, die im letzten Kapitel auch das Thema der Ungleichheit aufgreift. Die folgenden Abschnitte rekonstruieren die Angebote, die Latour diesbezüglich macht und unterbreiten zudem einige Vorschläge, wie sich die Aspekte Inklusion und Exklusion in einer ANT-inspirierten Stadtsoziologie unterbringen lassen. Dabei zeigt sich, dass man Latour, auch wenn er kein kritischer Soziologe sein möchte und als Alternative zur politischen Ökonomie das Unternehmen einer ökonomischen Anthropologie verfolgt, nicht zu der »Gruppe der geheimen Beruhiger« (Mitscherlich 2008: 25, Herv. i. O.) zählen kann: Ein »faules appeasement mit allem, was ungekannt, [...] verachtungswürdig an unserer Gegenwart ist« (ebd.), gibt es bei Latour nicht. Dem Vorwurf der politischen Enthaltsamkeit kann man vielmehr entgegenhalten, dass Latour »unaufhörlich ›moralisiert‹« (Latour 2014: 608f.), indem er in jede Praxis ein »Werturteil« (ebd.: 609) einfügt, mit dem sich die Dinge »als gut oder schlecht qualifizieren« (ebd.: 235) lassen.

5.2.1 Über das Aufweichen von Ungleichheiten

Zum Thema Ungleichheit verschafft sich Latour über seine grundsätzliche Forderung Zugang, Größenunterschiede nicht *a priori* zu einer Zustandsbeschreibung der Welt zu machen, da so der relative Charakter der praktisch bewerkstelligten Niveauunterschiede unsichtbar wird. Wenn die ANT – wie auch der Pragmatismus – grundsätzlich davon Abstand hält, theoretisch »von ersten Dingen, von Prinzipien, von Kategorien« (James 1994: 5) auszugehen, so gilt das auch für Unterscheidungen wie »oben« und »unten« oder »Herrschende« und »Beherrschte«. Aussagen wie die, die Gesellschaft bestehe aus »»Klassen«, »Rängen«, [...] »Hierarchien«« (Latour 2006b: 210), können nur Geltung für sich beanspruchen, wenn man sie als Ergebnis einer örtlichen, praktischen Zusammensetzung ausweisen kann (vgl. ebd.). Ansonsten droht die Gefahr einer Substantivierung dieser Einteilungen der Welt: Der »unwiderstehliche Eindruck eines absoluten und irreversiblen Unterschieds entsteht« (Latour 2014: 568). An den »Denunziationen

¹⁷ In der Zeitschrift »The City« ist entsprechend eine Debatte über die Kompatibilität der ANT mit einem »critical urbanism« (McFarlane 2011) bzw. einer »critical urban theory« (Brenner/Madden/Wachsmuth 2011) entbrannt.

der Macht und der Ungleichheit» (ebd.: 568) und ihrem »Insistieren auf der Beherrschung« stößt sich Latour also insofern, als sie »die Herren in die Bewohner einer transzendenten Ebene [...] verwandeln, die ein für allemal die armen Tröpfchen beherrschen würde« (ebd.: 569). Er plädiert dagegen für die Flachheit als Standardeinstellung, mit der sich die Unterschiede »relativieren« (ebd.) lassen – allerdings nicht »relativieren« im Sinne von ›herunterspielen‹, sondern im Sinne einer analytischen Einebnung, die erst die praktischen Mittel hervortreten lässt, auf denen diese Unterschiede beruhen. Die Ameise ist darum bemüht, den »Ungleichheiten ihre Weichheit zu belassen, das heißt ihre Kontingenzen« (ebd.).

Latour ignoriert Ungleichheiten also nicht. Er reklamiert für seinen Ansatz, diese letztlich angemessener analysieren zu können – angemessener, weil er der Immanenz der flachen Welt treu bleibt und nicht in die Falle tappt, »die Unterschiede erstarren zu lassen« (Latour 2014: 569). Den eingangs erwähnten Vorwurf des apolitischen Quietismus greift Latour hier indirekt auf und entkräftet ihn zugleich: »Selbst wenn die Ethnologin zeitweise Gefahr läuft, angeklagt zu werden, daß sie kein Herz hat, daß sie das ›Gewicht der Ungleichheiten unterschätzt‹ oder gar ›die Machtverhältnisse ignoriert‹, besteht in ihren Augen das einzige Mittel, zum Umstürzen der Ungleichheiten beizutragen, darin, sich niemals einer Illusion über ihre relative Größe hinzugeben.« (Ebd.) »Relativieren« ist explizit kein Übergehen von Unterschieden: Es gibt etwas, »[w]as der Common sense, zu Recht, *Herrschaft* nennt. [...] Alles ist flach, aber es gibt wohl, letzten Endes, doch oben und unten.« (Ebd.: 568, Herv. i. O.) Latour führt mit der Architektur eine der praktischen Vorrichtungen an, die den Eindruck von ›groß‹ und ›klein‹, ›oben‹ und ›unten‹ entstehen lassen: So werden »die Verhältnisse des Hohen und Tiefen, des Großen und Kleinen angesichts der Mauern und der Architektur einer Organisation unwillkürlich empfunden« (ebd.). »Ehrentreppen, gigantische Eingangshallen, majestätische Fassaden« (ebd.) suggerieren, dass es jemanden gibt, der ›größer‹ und ›mächtiger‹ ist als man selbst, genauso wie man sich »winzig« fühlt, »wenn man Pförtner eines Turms mit hundert Etagen ist, dessen oberste Etage [...] das Büro des Generaldirektors ist« (ebd.: 565).¹⁸

Für Latour ist diese performative Dimension von Architektur einer der »Gründe« (Latour 2014: 561) dafür, »sich über die Erfahrung der Organisation zu täuschen« (ebd.). Seine Erörterung des Ungleichheitsthemas führt zurück zum Organisationsskript, das zum Dreh- und Angelpunkt der ganzen Argumentation wird: Die »Erfahrung des Sozialen mit zwei Ebenen« (ebd.: 570) wähnt eine ›große‹ Organisation ›hinter dem Rücken‹ der Akteure und verortet eine Ungleichheits-, Macht- oder Herrschaftsstruktur im makrosozialen ›Jenseits‹. Dagegen gibt es bei Latour nur die Organisationsskripte, die jeweils an konkreten Orten im flachen ›Diesseits‹ verfasst werden. Latour bezeichnet das Organisationsskript auch als »Verteiler« (ebd.: 566) und spricht von der »Obsession jeder Institution, die Verteilung der Rollen, Plätze, Funktionen soweit wie

18 Man fühlt sich »winzig« schon auf Grund der »geringe[n] Körpergröße« (Latour 2014: 565). Latour baut hier quasi doch so etwas wie ein leibphänomenologisches Element ein. Ob Wolkenkratzer (vgl. Hasse 2012: 63) oder hochherrschaftliche Pariser Wohnhäuser: Diese werden »als Geste der Macht leiblich auch spürbar« (ebd.). Dabei gilt: Gerade weil »Dinge im Raum durch ihre Gesten anmuten, können sie manipulativ und suggestiv eingesetzt werden.« (Ebd.: 62)

möglich definitiv zu machen« (ebd.: 567), indem man sie in dauerhaftere Materialien gießt. Durch die »Anweisungen aus Stein, Beton, Stahl« (ebd.: 565) wird man nicht nur »agiert« (ebd.: 529), sondern auch platziert und situiert (vgl. ebd.: 565), wobei Latour hier (wie in Kapitel 1 erläutert) durchaus auch eine soziale Platzierung im Raum im Sinne eines ›oben‹ und ›unten‹ zu meinen scheint: »Sich ›unter‹ ein Skript plazieren« nimmt bei Latour die Bedeutung von »[a]uf seinen Platz verwiesen werden« (ebd.: 565) oder »in einem präzisen Raum situiert« (ebd.) werden an. Zu den Ehrentreppen, gigantischen Eingangshallen und majestätischen Fassaden kommen die »besondere[n] Fahrstühle« (ebd.: 568) für die »Herrschaften« (ebd.: 566) in dem Pariser Wohnhaus der Ära Haussmann hinzu, die eine »relative Dimensionierung« in Technik übersetzen und so »wirklich zu einem Größenunterschied zwischen ›den Großen‹ und ›den Kleinen‹« (ebd.: 565) werden lassen. Aus der »Entscheidung, den Unterschied zwischen den Herrschaften und den Dienstboten mit dem – in der Tat irreversiblen – Gewicht eines Treppenunterschieds zu beschweren« (ebd.: 566), gerinnen ›harte‹ Strukturen, auch wenn es sich stets nur um »provisorisch definitiv[e]« (ebd.: 567) Entscheidungen handelt. Der Architektur gewordenen Organisation (vgl. ebd.: 568) liegt ein prinzipiell revidierbares Skript zu Grunde – in diesem Falle »das Skript des Architekten Balmain« (ebd.: 566) aus dem Jahr 1904. Diese Skripte sichtbar zu machen bedeutet, »den Ungleichheiten [...] niemals mehr Kraft, Dauerhaftigkeit, Härte zu geben, als sie durch diese provisorisch irreversiblen Entscheidungen erlangt haben« (ebd.: 569).

Latour scheut dabei nicht davor zurück, einer Art Umstürzen der Strukturen das Wort zu reden: »Alle angeblich irreversiblen Entscheidungen müssen umgeworfen werden, meist mittels Reorganisation, oft aber auch mit Spitzhacke oder Dynamit.« (Latour 2014: 567) Gleichwohl weist er auch auf die enormen Kosten hin, die eine Änderung eines Stein gewordenen Skripts mit sich bringt. Das Skript des Architekten Balmain »[ist] derart in der Zeit verstreut [...], daß man, wollte man sich ›darüber‹ befinden, auf das Architekturbüro Balmain im Jahr 1904 zurückkommen oder ein Vermögen ausgeben müßte, um die technische Lokalität des Aufzugs zu erhöhen.« (Ebd.: 566) Doch bevor man zu Spitzhacke und Dynamit greifen kann, ist die erste Voraussetzung dafür, den Ungleichheiten ihre Weichheit und Kontingenz zurückzugeben, die *writings in the wall* lesen zu lernen: Dass man es mit Skripten zu tun hat, die man wieder aufnehmen und umschreiben kann, ist der Erfahrung nicht mehr zugänglich, weil die Wirkung des Skripts in räumlicher, zeitlicher und aktantieller Hinsicht verteilt ist (vgl. ebd.: 566f.). Die Organisationsskripte werden unsichtbar, weil »der Weg der technischen Umleitungen aus dem Blick gerät.« (Ebd.: 569f.) Die Wirkung eines Skripts »verstreut« (ebd.: 566) sich in Raum und Zeit und nimmt den Umweg »durch Gradienten diverser Materialien«, so dass man dem ausgekoppelten »soziotechnischen Gefüge« (ebd.: 567) nicht mehr seine Natur als prinzipiell revidierbares Skript ansieht. Latour identifiziert hier eine Kreuzung der beiden Modi Technik und Organisation (vgl. ebd.: 566), mit der auf begrifflich-konzeptioneller Ebene das technische Skript nahezu unmerklich in das Organisationsskript übergeht und in methodischer Hinsicht die De-Skription technischer Objekte mit der Forderung fusioniert, der Bewegung der Organisationsskripte zu folgen (vgl. ebd.: 598). Diesen folgt man quasi rückwärts entlang ihrer Trajektorie, bis man an den ›kleinen‹ Orten angekommen ist, wo sie verfasst wurden. Strukturen ›relativieren‹ nimmt also bei Latour (wie so oft) eine ganz buchstäbliche Bedeutung an: ›Relativ‹

ist das, »was von in Raum und Zeit verstreuten *Relationen* abhängt, jenen Assoziationen, die von Netzwerken [...] gebildet werden.« (Ebd.: 566)

Durch die Sichtbarmachung der Organisationsskripte wird auch der Ökonomie und den von den Modernen imaginierten »unbestreitbare[n]« (Latour 2014: 627) ökonomischen Gesetzen ihre Geschmeidigkeit, ›Weichheit‹ und ›Kontingenz‹ wiedergegeben. Die Dingpolitik zieht ebenso in die ökonomischen Angelegenheiten ein. Auch hier werden *matters of fact* zu *matters of concern*, die auf einer Agora neu verhandelt werden können und müssen. Dabei wendet sich Latour (wie in Kapitel 3 dargelegt) gegen eine »Berufung auf den Materialismus« (ebd.: 607), die aus der Ökonomie einen »Metaverteiler« macht, »der nicht mehr von irgendeinem Skript abhängig wäre.« (Ebd.: 627) Die Modernen begehen einen schwerwiegenden »Kategorienfehler« (ebd.: 603), wenn die »»Gesetze der zweiten Natur [...] als Regeln des Verzichts und der Ohnmacht präsentiert werden« (ebd.: 607). Der Verweis auf die »bottom line« (ebd., Herv. i. O.) durch den Manager steht hier metaphorisch für die »absoluten Gewißheiten« (ebd.: 603), die von der Ökonomie hervorgebracht werden und die gerade in der Stadtpolitik eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen – etwa wenn (wie Ende der 1990er Jahre in Berlin) mit Berufung auf ökonomische Sachzwänge die Privatisierung kommunaler Betriebe (Wasser, Strom, Wohnungsbaugesellschaften) vorangetrieben wird (vgl. Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 282f.). Die Stadt ist hier das »wehrlose Opfer von unvermeidlichen Trends« (ebd.), mit der Ökonomie als Bezugsquelle für die »»naturalization of neoliberal policies« (Bernt/Grell/Holm 2013d: 205). Der ›Berliner Wassertisch‹ und die Rekommunalisierung der Wasserversorgung ist dagegen ein Beispiel für die erfolgreiche »Infragestellung zentraler Paradigmen neoliberaler Stadtpolitik« (Beveridge/Naumann 2017: 68), mit der Alternativen dort wieder eingeführt werden, wo der Manager, die Faust auf den Tisch hauend (vgl. Latour 2014: 607), darauf beharrt hat, »daß es nichts mehr zu diskutieren gibt« (ebd.). Im Gewand neoliberaler Stadtpolitik kehrt sich die »Ökonomisierung« (ebd.: 627) gleichsam in ihr negatives, schädliches Gegenteil: Sie ist nicht mehr »das, [...] was die Entfaltung von Handlungsverläufen erlauben wird«, sondern das, »was jeder Organisation verbietet, sich für eine Anhäufung von Skripten zu halten, die alle diskutierbar, alle umzuschreiben sind.« (Ebd.) Wenn Latour ein Leerbleiben der Agora diagnostiziert (vgl. ebd.: 523ff., 607) und die politische, demokratische Zielvorstellung »einer überfüllten Agora« (ebd.: 523) beschwört, dann vor allem im Kontext der Ökonomie: Die unbestreitbaren Notwendigkeiten der Ökonomie ziehen »die Auflösung« (ebd.: 204) der Agora nach sich. Auf dem (metaphorischen) »öffentlichen Platz«, »wo alles entschieden und diskutiert werden soll, [...] gibt es nur das unbestreitbare Resultat unbestreitbarer Deduktionen, die außerhalb der Agora vollzogen werden« (ebd.). Den »Schauplatz der Bewertungen und der Verteilungen« zu »leeren« heißt, »daß diejenigen, die am unmittelbarsten betroffen sind, sich von der Inspektion aller Skripte entfernen müssen« (ebd.: 607, Hervorhebungen i. O.). Dabei stehen mit den Skripten auch »Allokation« und »Verteilung« (ebd.: 627) auf dem Spiel, so dass mit der Inspektion der Skripte auch Verteilungsfragen aufgeworfen werden. Umverteilung nimmt bei Latour nicht die Form des Klassenkampfes, sondern die der Wiederaufnahme und des Umschreibens der Skripte an.

An diesem Punkt der Argumentation kommt das Rechnen als eine zentrale Praxis der Modernen wieder ins Spiel. Anstelle eines mysteriösen Metaverteilers gibt es millio-

nenfache Berechnungen, die es erlauben, der »Vorsehungökonomie« (Latour 2014: 617) durch die »unaufhörliche Wiederaufnahme des Optimums« (ebd.: 624) ihre Geschmeidigkeit zurückzugeben. Das Optimum – und mit ihm »die moralische Frage nach der optimalen Verteilung« (Tellmann 2016: 231) – ist stets »von neuem [...] zu berechnen« (Latour 2014: 625) und dabei »eine möglichst große Zahl an der Wiederaufnahme des Optimums zu beteiligen.« (Ebd.: 624) Die Anthropologin »träumt sogar [...] davon, daß die entleerte Agora sich von neuem mit all jenen füllt, die aufgerufen sind, die Berechnungen der Optimierung wieder aufzunehmen.« (Ebd.: 636) Sie hat »die Vision einer Versammlung« (ebd.), deren Teilnehmer ausrufen: »Und jetzt rechnen wir.« (Ebd.: 637) Es ist in dieser ökonomischen Hinsicht, dass Latour anfängt, zu ›moralisieren‹: Bei der Moral bzw. den »Wesen der Moralität« (Latour 2014: 617) handelt es sich neben den leidenschaftlichen Interessen und den Organisationsskripten um die dritte der ökonomischen Existenzweisen (vgl. ebd.: 597ff.). Eine »›moralische Ökonomie‹« (ebd.: 606) ist eine solche, die die »Erfahrung des Skrupels« (ebd.: 597) wiederbelebt und beim Berechnen des Optimums stets von neuem die Frage aufwirft: »Habe ich es gut oder schlecht gemacht?« (Ebd.: 617) Diese »Aufgabe der Optimierung« (ebd.) will Latour als eine der wertvollen Erbschaften der Modernen übernehmen und auf Dauer stellen: Die Wiederaufnahme der Skripte und der Berechnungen darf nicht zum Erliegen kommen, soll das Erbe der Modernen nicht verraten werden (vgl. ebd.). Sie bleibt ein *ongoing matter of concern*, ein Projekt, das jedoch von einem neu gewonnenen »Optimismus« (ebd.: 607, Herv. i. O.) zehrt und Ohnmachtserklärungen hinter sich lässt.

Optimistisch stimmen dürfte, dass die Agora so leer nicht ist. Die Stadtbewohner greifen durchaus auch die ökonomischen Dinge auf und machen sie zu öffentlichen Angelegenheiten. Insbesondere was den »heißen« (Latour 2010a: 48) Kampf angeht, der gegenwärtig um das Thema Mieten und Wohnen geführt wird, scheint die Erkenntnis sich durchgesetzt zu haben, dass man die Akteure »beim Rechnen nicht hätte alleine lassen dürfen« (Latour 2014: 601). Die Kontroverse kehrt die vielen umstrittenen Berechnungen hervor, die in »kalte[n], ruhige[n] Routinesituationen« (Latour 2010a: 48) in einer Black Box verschlossen bleiben. Ob Mietspiegel oder Modernisierungsumlage¹⁹: Es handelt sich jeweils um ökonomische ›Sachen‹ einer objektorientierten Stadtpolitik, die nicht nur eine Vielzahl an Berechnungen enthalten, sondern bei denen insbesondere die Betroffenen um die Öffnung schwarzer Boxen – oder vielmehr: um Inspektion der Skripte – bemüht sind. Beispielsweise fordern Mieter auf rechtlichem Wege die

19 Der Berliner Mietspiegel, sowohl »Zahlenwerk« (Sethmann 2017: 14) als auch »das Maß aller Dinge bei Streitigkeiten um Mieterhöhungen« (ebd.: 19), ist ein umstrittenes Objekt, weil er über den Status eines neutralen, wissenschaftlichen Instruments hinausgeht, das die Entwicklung auf dem Miet- und Immobilienmarkt lediglich abbildet. Gerade weil sich Vermieter auf ihn berufen können, um Mieterhöhungen durchzusetzen, werden die Details der Erhebungs- und Berechnungsmethoden zum Politikum. Bei der Modernisierungsumlage rückt die Modernisierungsmieterhöhung als Streitfall in den Vordergrund: Nach einer Gesetzesänderung im Jahr 2018 darf der Vermieter nur noch acht an Stelle von elf Prozent der Investitionen auf die Miete umschlagen. Politisch wird dennoch die Abschaffung gefordert und Ungerechtigkeit beklagt, da die erhöhte Miete ohne zeitliche Befristung gezahlt und die Modernisierung (inklusive Profit) damit letztlich doch zu 100 Prozent vom Mieter getragen wird (vgl. Leiß 2019).

Auskunftspflicht des Vermieters bei der Betriebskostenabrechnung oder die Offenlegung der vom Vermieter gezahlten Miete ein. Die Initiatoren des gegenwärtig laufenden Volksentscheids »Deutsche Wohnen & Co. enteignen« stellen nicht nur politische Forderungen auf, sondern rechnen auch – oder genauer: Sie machen eine alternative Rechnung auf, indem sie die Entschädigungssumme nicht auf Grundlage des Marktwerts der Wohnungen festlegen, sondern danach fragen: »Was können die Mieterinnen und Mieter eigentlich bezahlen, damit die nicht arm werden?«²⁰ Am Konfliktgegenstand Mieten und Wohnen offenbart sich also, dass umstrittene Berechnungen zugleich Auseinandersetzungen über das sind, »was besser und was schlechter ist« (Latour 2014: 606) – eine Frage, die die moralische Dimension der Ökonomisierung ausmacht und die »gerech(ne)te Stadt« (Peters 1997) zur öffentlichen Streitsache macht.²¹

Der Aspekt des Fernhaltens von der Inspektion der Skripte führt schließlich zu einer weiteren Verteilungsfrage, einer weiteren Dimension von Ungleichheit: nämlich der »ungleiche[n] Verteilung der Schrift und der Skripte« (Latour 2014: 568). Demnach »hängt das Gefühl der ›Kleinheit‹ entscheidend davon ab, wie oft man Gelegenheit hat, das Skript noch einmal in die Hand zu nehmen.« (Ebd.) Latour scheint bezüglich solcher Autorenrechte von einem deutlichen Machtgefälle auszugehen, macht er doch das Zugeständnis: »[J]a, die einen sind sehr viel häufiger ›unten‹ als die anderen.« (Ebd.) Dass die Skripte nicht von einer »anonymen Instanz« (ebd.: 534), sondern »an Orten« verfasst wurden, »die [...] stets gleichermaßen ›klein‹ sind« (ebd.: 560), heißt also nicht, dass diese Orte allen gleichermaßen offenstehen:

»Klein sind diejenigen, die niemals Zugang zu [...] Orten haben, an denen die Skripte umgeschrieben werden; groß, ›Chefs‹ und ›Herrschaften‹ sind diejenigen, die [...] oft die Büros betreten und wieder verlassen – es handelt sich fast immer um Büros –, wo die Rollen umverteilt und umgeschrieben werden.« (Ebd.: 568)

Dieser Gedanke der ungleich verteilten Schrift erweist sich für die Analyse städtischer Konflikte als anschlussfähig, wenn man zu dem Recht auf Stadt die Schreib- und Autorenrechte der Stadtbewohner hinzufügt, die gleichsam zu Schreibern und Programmierern in eigener Sache werden und das Verfassen der *writings in the wall* nicht allein

²⁰ Diese Frage stellt der Sprecher der Initiative, Rouzbeh Taheri, in einem Nachrichtenbeitrag vom 08.04.2019 mit dem Titel: »Wer rechnet richtig: Enteignungs-Volksbegehren oder Senat?« (Vgl. Barthel 2019)

²¹ Die Arbeit von Katharina Peters hat die mit der Philosophie des *New Public Management* einsetzenden Verwaltungsreformen der 1990er Jahre zum Kontext und passt in zweierlei Hinsicht sehr gut zu dem hier skizzierten Forschungsansatz: Zum einen wird die Verwaltung der Stadt – genauer: die Finanzverwaltung – als Schauplatz und Forschungsfeld gewählt (vgl. Peters 1997: 2f.), und zwar »als Teil einer Ethnographie über den Prozeß der veränderten Rechenbarmachung der Stadt« (ebd.: 2). Die Ethnografin sucht hier also eine maßgebliche Fabrik der Stadt auf. Zum anderen führt sie genau das vor Augen, was Latour durch die Dekonstruktion der tatsächlichen Fakten der Ökonomen erreichen will: Die »Verrechnung von Stadt« (ebd.: 3) wird zu einer höchst umstrittenen Angelegenheit. In der Rekonstruktion eines »Streitgespräch[s]« zeigt Peters, dass die »Legitimität bestehender Regelwerke, die der Zahlenermittlung zugrundliegen«, Gegenstand von Verhandlungen sind, die letztlich auch die »Gültigkeit« der »errechneten Zahlen und Fakten« in Frage stellen (ebd.).

den Ingenieuren, Planern und Architekten überlassen wollen. Der Ausbau von formellen und informellen Formen der partizipativen Stadtplanung wäre damit eine Art Umverteilung der Schreibrechte, wobei die Informanten ernst zu nehmen wären, wenn sie sich – trotz Beteiligungsverfahren – von der Verwaltung übergangen fühlen: Die Vorschläge und Meinungen der Bürger werden zu Legitimationszwecken erhoben und gehört, gehen aber trotzdem nicht oder nur rudimentär in die Pläne ein.

Allerdings dürfte man sich mit Latour in einem solchen Falle nicht in die »zynische Passivität« (Schneider 1994: 35) flüchten. Man müsste es vielmehr mit Peter Schneider halten: »Es führt zu nichts, wenn die Bürger mit stummem Vorwurf auf die angebliche Allgewalt der Macher starren, auf die Stadtplaner, die Architekten. Diese Mächte sind beeinflussbar, sogar in hohem Maße irritierbar.« (Ebd.: 35) Beeinflussbar ist die Macht der Planer, weil sie – wie immer, wenn es um »Macht und Herrschaft« (Latour 2010a: 143) geht – »von empirisch sichtbaren Trägern transportiert« (ebd.) wird, die bestimmbar und also modifizierbar sind. Latours Politikmodell setzt letztlich den »optimistische[n] [...] Bürger« (Schneider 1994: 35) voraus, auch wenn dieser (Schneider zufolge) »ein in Berlin nicht eben häufiges Geschöpf« (ebd.) ist. In einem theoretisch geschmeidig gemachten »Universum, dessen Evolution noch nicht beendet ist, einem Universum, das, in [William, J. W.] James' Ausdruck, noch ›im Entstehen‹, ›im Prozess des Werdens‹ ist, das bis zu einem bestimmten Punkt noch formbar ist« (Dewey 2003: 27), hat Defätismus keinen Platz.

5.2.2 Je fältiger, desto inklusiver oder exklusiver – oder: *Artifacts have Politics!*

Die auf Inklusion zielende »politische Ethik der Liste« (Stäheli 2011: 93) wird zu einer »Politik der Liste«, wenn die Frage »Was soll in die Liste aufgenommen werden?« ein »Selektionsproblem« aufwirft (ebd.: 88). In ihrer »Gleichwertigkeit« (ebd.: 95) grenzen sich die Listenelemente zugleich »von anderen möglichen Elementen [ab], die nicht aufgenommen worden sind.« (Ebd.: 88) Damit ist das Versammeln ein »Programm, das sich gegen jede Form politischer Schließung ausspricht und den permanenten Kampf ums Dazugehören ins Zentrum rückt.« (Ebd.: 94) Eine solche Politik der Liste übersetzt sich in eine Politik designter Dinge, wenn man das Design öffentlicher Stadträume danach befragt, ob es inklusiv oder exklusiv ist, ob es einschließt oder ausschließt, verbindet oder trennt, assoziert oder dissoziert. Wirft man die »Frage nach gutem versus schlechtem Design« (Latour 2009a: 362) in dieser Hinsicht auf, ließe sich Gestaltungsgeschichte auch als normatives Projekt einer Inklusionsgeschichte lesen: Ein möglichst barriearamer öffentlicher Raum, der möglichst vielen Nutzungsansprüchen gerecht wird, liegt der Designpraxis als ideale Zielvorstellung zu Grunde. »Design for all – Öffentlicher Freiraum Berlin« lautet der Titel eines Handbuchs für Planer (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010), das den Inklusionsgedanken zum Maßstab für die Gestaltung von Plätzen, Parks und anderen öffentlichen Räumen macht. Der Stadtraum wird fältiger, wenn zum Beispiel Fahrstühle in U-Bahnhöfe eingebaut und Treppenaufgänge um Rampen ergänzt werden, die Rollstuhlfahrern und Müttern oder Vätern mit Kinderwagen den (leichteren) Zugang ermöglichen. Die »behindernde« Stadt (Spörke 2012) wird zum Bezugsproblem des Designers, dem durch eine Reihe geschickter Kniffe Abhilfe geleistet werden muss. Die Maxime ›Hundert mal über's Werk...‹ kann sich

also auch auf den politischen Auftrag des Erfinders beziehen, die Stadt inklusiver zu machen.

Doch nicht nur die physische Zugänglichkeit (vgl. Kärrholm 2007: 446) wird zum Maßstab für die »publicness of place« (ebd.: 447) bzw. den »Öffentlichkeitscharakter städtischer Räume« (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 305). Auch die Komplexität des Designs wird zu einem Qualitätskriterium: Je differenzierter das Platzdesign, desto vielfältiger sind auch die Aktivitäten, die es zulässt. Der Öffentlichkeitsgrad des Platzes erhöht sich, weil er nicht nur eine höhere Anzahl, sondern auch eine bunte Mischung an Menschen anzuziehen in der Lage ist (vgl. Kärrholm 2007: 446f.). Integrative öffentliche Räume haben eine »differenzierte ›Kontaktfläche‹« (Gehl 2012: 101), wobei dann »Integration heißt, dass eine große Bandbreite an Menschen und ebenso ein breites Spektrum verschiedener Aktivitäten nebeneinander existieren können.« (Ebd.) Das Gesicht eines Platzes wird fältiger, wenn beispielsweise das Spielgerät anfängt, sich zu differenzieren, um den Ansprüchen von Kindern unterschiedlicher Altersgruppen zu genügen. Ist die Kontaktfläche dagegen »eintönig« (ebd.), hat man es mit monotonen Räumen zu tun, die schon aufgrund ihrer Langweiligkeit die Vielfalt urbanen Lebens zum Erliegen bringen (vgl. Jacobs 1992: 99). Die fältigen Gesichter sind auch die interessanteren. Die Shopping-Mall muss, wie so oft, als Negativbeispiel herhalten: »There is one dominant territorial strategy regulating the whole of the mall, maintaining policies of uniform design [...]. In territorial terms, the mall is quite a simple one-layered place« (Kärrholm 2005: 110). Nun wird aber gerade die Shopping-Mall auch als Beispiel dafür herangezogen, dass bestimmte unerwünschte Aktivitäten und Personengruppen bewusst ausgeschlossen werden sollen – auch unter Einsatz von »micro-scale design strategies that deliberately foster exclusion« (Carmona 2010: 135). Zu explizit ausgesprochenen Platzverweisen (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 309) kommen die subtilen Wirkungen des Designs hinzu, mit denen Gestalter sicherzustellen versuchen, dass öffentliche Räume »im Wortsinne exklusiv« (ebd.: 304) sind. Für Shopping-Malls oder die Plazas in den Erdgeschossen der Hochhäuser gilt: »Es sollen Konsumenten kommen, nicht irgendwer.« (Ebd.: 309) Innenstädte werden »gestalterisch aufgerüstet«, um sie »für eine zahlungskräftige Kundschaft attraktiv zu machen« (ebd.: 304): »Marmor, verspiegelte Glasflächen, goldfarbene Einfassungen, Palmen und andere elitäre Zeichen wirken als stumme, aber wirksame soziale Filter« (ebd.). Mit jedem neuen Kniff, mit jeder neuen Falte wird der Stadtraum hier also exklusiver.

»Integration und Ausgrenzung« (Gehl 2012: 101) werden auch über die Stadtplanung realisiert: »Ausgrenzung« erfolgt durch »die Trennung von unterschiedlichen Funktionen und Personenkreisen« (ebd.), während das »Prinzip der Funktionsmischung« (ebd.: 107) Kennzeichen einer »integrationsorientierten Stadtstruktur« (ebd.: 101) ist, die es Arm und Reich, Jung und Alt erlaubt, nebeneinander zu leben und zu arbeiten (vgl. ebd.). Beide Bedeutungsdimensionen von Integration – Vielfalt durch differenziertes Design und Vielfalt durch Funktionsmischung – laufen im Stadtplatz zusammen: »Die Integration unterschiedlicher Aktivitäten und Funktionen auf und an öffentlichen Plätzen erlaubt es den Beteiligten, zusammenzuwirken [...]. Mischt man Funktionen und Menschen, lässt sich leicht ein Überblick über Zusammensetzung [...] der umgebenden Gesellschaft erlangen.« (Ebd.) Ein Platz kann also, je nachdem, ob er »gut oder schlecht design worden ist« (Latour 2009a: 362), mehr oder weniger als »Sammelstätte« (Sack

1986: 22) wirken. Indem er versammelt, anzieht, vermischt, hat der Platz zugleich eine Art Panorama-Funktion: Er gibt einen Überblick über die ›Zusammensetzung der umgebenden Gesellschaft‹, wobei der für Exklusion sensibilisierte Blick dem Panorama zugleich entnehmen sollte, was fehlt, was also nicht in die Sammlung aufgenommen, was vergessen, übersehen oder explizit ausgeschlossen wurde.

Die Infrastrukturforschung nimmt den Aspekt der Exklusion auf und macht ihn zu einem zentralen Programmpunkt eines »critical urbanism of the contemporary networked metropolis« (Graham/Marvin 2001: 9). Grundannahme ist hier zunächst, dass technische Infrastrukturen auf intrikate Weise verflochten sind mit der sozioökonomischen Entwicklung der Stadt (vgl. ebd.: 9), so dass es nach den »[s]ocial biases designed into urban infrastructure« (ebd.: 11) zu fragen gilt. Eine technikvergessene Stadtsoziologie hat blinde Flecken, wenn es um Verteilungsfragen geht: »If we study a city and neglect its sewers and power supplies (as many have done), we miss essential aspects of distributional justice and planning power.« (Star/Lampland 2009: 18) Das »»un-black-boxing«« (Graham 2012: 18) fördert soziale Interessen ans Tageslicht und wirft ein Licht auf »the usually hidden politics of flow and connection, of mobility and immobility« (ebd.: 13). Geht es der ANT maßgeblich um das Hervorheben von Verbindungen, so steht die kritische Infrastrukturforschung ganz im Zeichen der »disconnection« (Graham/Marvin 2001: 15): Inklusion und Exklusion nehmen die Form des infrastrukturellen Angeschlossen- oder auch Abgehängtseins an (vgl. ebd.: 11, 15f.). Ein solche ungleichheitstheoretische Perspektive auf Infrastrukturen schafft ein Bewusstsein dafür, dass die »Alltagserfahrung von Infrastrukturen als unproblematisch und jederzeit verfügbar« allenfalls für »privilegierte Gruppen in Städten des Nordens« (Marquardt 2017: 91) Gültigkeit beanspruchen könne. Dagegen bleibe für die Bewohner der Städte des Globalen Südens der »infrastrukturelle Anschluss« nicht selten eine »prinzipiell ungeschlossene – und deshalb auch sichtbar bleibende – Alltagspraxis« (ebd.: 91). Infrastrukturen sind hier – wie Nadine Marquart mit Bezug auf Latour schreibt – ein »dauerhaftes ›matter of concern‹« (ebd.). Dasselbe trifft jedoch auch für Obdachlose in den reichen Metropolen des Nordens zu (vgl. ebd.: 93f.), die ständig um das »Andocken« (ebd.: 93) an Infrastrukturnetze bemüht sind und damit die »Vorstellung einer flächen-deckenden, unproblematisch gewährleisteten infrastrukturellen Rundum-Versorgung« als eine »modernistische Fiktion« (ebd.) entlarven. Exklusion wird hier also als »Phänomene der ›Entkopplung‹ von infrastrukturellen Strömen« (ebd.: 93) gefasst: »Ausschließen« nimmt die Form der »Entnetzung« (ebd.: 94) an, während »Zugehörigkeit [...] sich [...] über technisch-materielle Anschlüsse realisiert.« (Ebd.: 92)

Eine ›infrastrukturelle Perspektive auf städtische Kämpfe‹ müsste daher – wie Marquardt dies tut –, die Strategien in den Blick nehmen, mit denen die Obdachlosen informelle Anschlüsse an die Netze der Stadt herstellen: Sitzbänke werden zu Schlafgelegenheiten, Räume des Transits zu Aufenthaltsorten und Abluftsysteme der U-Bahn zu Wärmequellen umfunktioniert (vgl. Marquardt 2017: 93f.). Ordnungspolitische Designstrategien (vgl. ebd.: 97f.) antworten ihrerseits mit Gegenprogrammen: etwa »Anti-Obdachlosen-Sitzbänke in U-Bahnstationen, Bushaltestellen und Parks, die so gestaltet sind, dass man nicht auf ihnen liegen kann.« (Ebd.: 98) Designobjekte dieser Art kommen auch im virtuellen Buch über Paris vor: Abgebildet werden eine an den Gehweg angrenzende Fensterbank, die mit goldenen Stacheln bestückt ist, ein Geländer in

einer U-Bahnstation, an das man sich allenfalls lehnen kann, das aber keine Möglichkeit bietet, sich hinzusetzen oder gar hinzulegen, sogenannte Taubenspikes, die die Tauben der Stadt davon abhalten sollen, sich auf Fenstersimsen niederzulassen.²² In der Textversion des Buches heißt es dazu:

»Anti-beggar devices are as numerous as the countless bollards struggling in vain against the invasion of cars [...]. If you doubt the immensity of prohibitions and permissions, the obstinate distribution of segregations and selections that this multitude of objects practices night and day, equip yourself with a pushcart or sit down in a wheelchair. [...] Anyone who moves about comfortably and takes obstacles in their stride is clearly *authorized* by these objects to live in Paris.« (Latour/Hermant 2006: 65, Herv. i. O.)

Latour und Hermant greifen in diesem Zitat den Aspekt einer alles andere als barriearmen Stadt auf und führen diesen mit einem Hinweis auf die segregierende und selektierende Wirkung der urbanen Artefakte zusammen: Nicht alle Pariser sind gleichermaßen dazu befugt oder werden in die Lage versetzt, sich in Paris aufzuhalten und mühelos durch den Raum zu bewegen.

Marquardt wirft der Exklusionsdebatte vor, »weitgehend technikvergessen« (Marquardt 2017: 93) zu sein und fordert eine stärkere »soziotechnische Sensibilität« (ebd.: 94) der Exklusionsforschung. Eine solche demonstriert sie dann, indem mit der Mülltonne *BigBelly* ein technisches Artefakt in den Vordergrund gerückt wird, um dessen »exkludierende Effekte« eine »öffentliche Auseinandersetzung« (ebd.: 99) entbrannt ist. Umstritten ist die Mülltonne mit solarbetriebener Müllpresse, weil sie durch ihre spezielle Klappvorrichtung das Hineingreifen und damit auch das Sammeln von Pfandflaschen unmöglich macht (vgl. ebd.: 98f.). Was als Lösung für das Müllproblem gedacht war (die neuen Mülleimer schlucken bis zu siebenmal mehr Müll), zieht als (unintendierte?) Nebenfolge das »Aus für Flaschensammler«²³ und den Vorwurf nach sich, die Stadt wolle Armut nicht bekämpfen, sondern aus dem öffentlichen Raum verdrängen. Eine Grafik fügt in sozialkritischer Absicht dem Mülleimer entsprechend die Aufschrift »Ich bin ein Arschloch« hinzu.²⁴ Damit ist die Frage nach bösen Dingen (vgl. Volkers 2009) aufgeworfen, wobei hier nicht in erster Linie die kitschigen, unnötig ornamentierten Dinge des »Ungeschmacks« (ebd., im Titel)²⁵ gemeint sind, sondern Artefakte,

²² Vgl. www.bruno-latour.fr/virtual/EN/index.html (abgerufen am 30.08.2020). Die Fotos sind zu finden im Reiter »Distributing« und dort an der Station »Plan 36«.

²³ Vgl. den Artikel »Neue Hightech-Mülleimer in Hamburg bedeuten das Aus für Flaschensammler« (o. V. 2014).

²⁴ Vgl. <http://blog.todamax.net/2014/hamburgs-arschlochmuelleimer/> (abgerufen 30.08.2020).

²⁵ Die Publikation »Böse Dinge« geht auf eine gleichnamige Ausstellung zurück, die 2009/2010 im Berliner Museum der Dinge gezeigt wurde: »Die Bösartigkeit der Dinge bezieht sich dabei nicht auf Taten, die mit ihnen ausgeführt werden könnten, nicht auf ihren Zweck oder ihren Zeichencharakter, sondern auf das Böse bzw. Schlechte, das sich in ihrer Ausführung, Gestaltung und ihrer Funktionsfähigkeit manifestiert.« Die Ausstellung trägt einen auf die Philosophie des Deutschen Werkbunds zurückgehenden Katalog an Konstruktionsfehlern zusammen (etwa »Kitsch« oder »Dekorationsirrsinn«), hat aber den Anspruch, die vom Werkbund auch ethisch-moralisch gemeinten ästhetischen Wertmaßstäbe zeitgemäß zu aktualisieren, indem »heutige Fehlerkategorien« wie etwa »Sexistische Gestaltung« oder »Ressourcenverbrechen« hinzugefügt

die diskriminieren oder ausschließen. Allgemein geht es um die Frage, ob Artefakte politisch sein können.

»Do artifacts have politics?« lautet der Titel eines viel rezipierten Aufsatzes von Langdon Winner (1989b), einem US-amerikanischen Technikphilosophen, der die These aufstellt, »that certain technologies *in themselves* have political properties« (ebd.: 20, Herv. i. O.). Der ANT-Position kommt Winner dadurch entgegen, dass er einer bestimmten, anthropozentrischen Standardeinstellung widerspricht, die wie selbstverständlich davon ausgeht, »that people have politics; things do not.« (Ebd.: 20) Technik ist jedoch kein neutrales Instrumentarium, das dann »for good« oder »evil« (ebd.: 25) zum Einsatz kommt. Man muss die technischen Artefakte ernst nehmen, gerade weil ihre politischen Eigenschaften sich nicht darauf zurückführen lassen, wie sie von menschlichen Akteuren benutzt werden (vgl. ebd.: 21f.). Ähnlich wie Latour plädiert Winner daher für eine objektorientierte Politikanalyse: »Rather than insist that we immediately reduce everything to the interplay of social forces, the theory of technological politics suggests that we pay attention to the characteristics of technical objects« (ebd.: 22). Diese neue Aufmerksamkeit muss sich auf das Design der Artefakte richten (vgl. ebd.: 25) und dort vor allem auf die Details (vgl. ebd.: 28), in denen der sprichwörtliche Teufel steckt: Scheinbar harmlose »details of form« (ebd.: 22) und »seemingly insignificant features« (ebd.: 29) können sich als politisch höchst brisant herausstellen. Kleine Änderungen im Design können Folgen größeren Ausmaßes haben und den Ausschlag geben, wenn es um die Konstitution von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geht (vgl. ebd.: 28). Der Techniksoziologe, der die Politik der Artefakte aufdecken will, muss also rekonstruieren, »how seemingly innocuous design features [...] actually mask social choices of profound significance.« (Ebd.) Hiermit dringt Langdon zum Kern seiner These vor: Die Frage, ob Artefakte politisch sind oder eine Politik haben, muss bejaht werden, insofern als bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse, bestimmte politische oder soziale Zwecke in das Design eines Artefakts eingelassen sind. Die Intentionen der Menschen machen sich über technische Umwege geltend – als »intentions embodied in physical form« (ebd.: 25). Kurzum: »Design ist politisch« (von Borries 2016: 30) und nicht nur eine aufhübschende »Form-Fassade«, die dem Artefakt ein »besseres Aussehen« (Latour 2009a: 35) verleiht.

Latour selbst gibt Beispiele für eine solche Politik, die im Formdetail steckt: Der nur bis zum fünften Stockwerk reichende Fahrstuhl verkörpert eine soziale Rangordnung; die zu engen Pariser Metro-Tunnel verleihen den sozialistischen Verhältnisse in der Stadt dadurch (ein wenig) Dauer, dass sie die kapitalistischen Eisenbahnen aus der Stadt fernhalten. Winner führt mit den niedrigen Brücken über den Parkways von Long Island ein eigenes Beispiel an (vgl. Winner 1989b: 22ff.), das in der techniksoziologischen Literatur zu einer Art *urban legend* (vgl. Woolgar/Cooper 1999) mutiert ist.

werden. Vgl. <https://www.museumderdinge.de/ausstellungen/wanderausstellungen/wanderausstellung-boese-dinge-eine-enzyklopaedie-des-ungeschmacks> (abgerufen am 30.08.2020). Damit rückt die Ausstellung konzeptionell nah an die noch vorzustellende These Langdon Winners heran, dass Artefakte politisch in dem Sinne sein können, »[that] a given device might have been designed and built in such a way that it produces a set of consequences [...] prior to any of its professed uses.« (Winner 1989b: 25, Herv. i. O.).

Gemeint sind Robert Moses' angeblich »rassistische Brücken« (Joerges 1996: 3). In Winners Darstellung ist die Höhe der Brücken kein unschuldiges Formdetail. Die Überführungen wurden vielmehr »deliberately designed and built that way by someone who wanted to achieve a particular social effect.« (Winner 1989a: 23) Winner bezieht sich hier auf Robert Moses' Biographen, Robert A. Caro²⁶, der die These vertrete, Moses habe die Brücken über den Parkways absichtlich und aufgrund von »social class bias and racial prejudice« (ebd.: 23) so niedrig bauen lassen, um einen bestimmten Teil der Stadtbevölkerung von dem Erholungsgebiet Jones Beach fernzuhalten. Die niedrigen Brücken sollten gleichsam technisch sicherstellen, dass nur die »[a]utomobile-owning whites of ›upper‹ and ›comfortable middle‹ classes« die Strände Long Islands nutzen können, während der Zugang für »poor people and blacks« (ebd.) buchstäblich dadurch versperrt bleiben sollte, dass die Busse des öffentlichen Nahverkehrs, die überwiegend von den letztgenannten Gruppen genutzt werden, nicht unter den Brücken hindurchpassen.

Einwände gegen Winners »Brückenstory« (Joerges 1996: 13) bringt Bernward Joerges hervor. Nicht nur bei Winner, sondern auch bei vielen anderen Autoren in der Technik- und Stadtsoziologie, darunter ANT-Autoren wie Bruno Latour (vgl. ebd.: 5ff.)²⁷, sei der Bezug auf das Brückenbeispiel nicht mehr als eine wirkmächtige »Parabel« (ebd.: 1, Herv. i. O.), die eine »moralische Lektion« (ebd.: 9) über den politischen Einsatz von technischen Artefakten lehre. Fabulös werde sie umso mehr, als Caros »Thesen von gezielt rassistischen Absichten hinter dem Parkwaybau« (ebd.: 13) nur scheinbar auf empirischen Evidenzen beruhten und einer historiografischen Überprüfung nicht standhielten (vgl. ebd.: 9ff.). In Caros »Schurkenbiographie« (ebd.: 19) werde Moses zur »bösen Figur stilisiert« (ebd.: 109), so dass es letztlich keinen Beleg jenseits des »Anekdotische[n]« (ebd.: 13) dafür gebe, dass Moses »willentlich und in undemokratischer Absicht so niedrig [habe] bauen lassen« (ebd.: 11).²⁸ Eine Überprüfung der Geschichte habe zudem ergeben, dass Busse über zahlreiche andere Straßen zu Jones Beach gelangen konnten (vgl. ebd.). Für Joerges ist der Bezug auf das Brückenbeispiel damit »ein besonders klarer Fall von Stille-Post-Spielen« (ebd.: 5), da sich beim Weitertragen

26 Es handelt sich um die Biografie »The Power Broker: Robert Moses and the Fall of New York« (Caro 1975).

27 Madeleine Akrich führt Winner im Zusammenhang mit dem Argument an, dass technische Objekte mitunter »durch Ausschluss wirken, ob dieser Ausschluss beabsichtigt ist oder nicht.« (Akrich 2006: 412) Im Weiteren liefert sie dann anhand der Brücken eine anschauliche Illustration des theoretischen Kerngedankens, der im ANT-Begriff der Übersetzung enthalten ist. Akrich führt aus: »Vielfache Übersetzungen sind nötig, um zu solchen Ergebnissen zu gelangen. In Winners Fall müssen wir von der Weiß/Schwarz- zur Auto/Bus-Unterscheidung gehen und dann weiter zur Höhe der Überführungen.« (Akrich 2006: 412, Anm. 8) Die Schwarz/Weiß-Unterscheidung wird in die Höhe der Brücken, in ein anderes Material, übersetzt. Sie fügt aber noch hinzu: »Dies ist nur möglich, weil die Schwarz/Weiß-Unterscheidung schon im ungleichen Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und, als Konsequenz, zu teuren Produkten wie Autos präinskribiert ist.« (Ebd.: 412f., Anm. 8) Die Brücke allein ist also nicht Urheber von Ungleichheit und Diskriminierung.

28 Joerges enthält sich eines abschließenden Urteils darüber, ob Moses Rassist war (vgl. Joerges 1996: 12), und macht den Schurken-Status in ganz anderer Hinsicht geltend: Den Ruf als »Killer von New York« (ebd.: 13) habe er aufgrund der autogerechten Umgestaltung der Stadt und der von ihm veranlassten *Slum-Clearings* (vgl. ebd.: 12f.). Moses habe also »Schlimmeres vollbracht« (ebd.: 13) als den Brückenbau in Long Island.

der Brückenstory – insbesondere auch in der Fachliteratur – Fehldeutungen wie zum Beispiel die eingeschlichenen hätten, bei den Parkways habe es sich um einen exklusiven Zugang zu Jones Beach gehandelt (vgl. ebd.: 6, 11).²⁹

Der eigentliche Einwand Joerges' gilt jedoch der »theoretischen Lektion« (Joerges 1996: 9), die in der Brückenstory enthalten sei: »[P]arabelartige Lehrstücke wie die Winner/Moses-Brücken« (ebd.: 21) beruhten auf der Annahme der »Kontrollierbarkeit gesellschaftlicher Prozesse durch bauliche und andere technische Artefakte« (ebd.: 21) und transportierten die »Grundvorstellung [...], daß man [...] sozialen Formen durch den Einsatz von Bautechnik zwingend definite Form geben könnte« (ebd.: 22). Bentham's Panoptikum sei die »Mutter all solcher Parabeln« (ebd.), »die klassische Parabel von den sozialen Effekten einer Bautechnik« (ebd.: 13, Herv. i. O.). Joerges wendet sich also auf theoretischer Ebene dagegen, das Verhältnis von gebautem Raum und sozialem Prozess »sozialtechnologisch« (ebd.: 23, Herv. i. O.) zu begreifen und zweifelt die Erklärungskraft dessen an, was er die »Design-Version von Artifacts-have-politics« (ebd.: 3) nennt, die Bauen als eine Form von Social Engineering begreife (vgl. ebd.: 4).³⁰ In der Design-Version »will jemand bewußt einen spezifischen sozialen Effekt erzielen [...] und verlegt diese Intention dann in ein Artefakt [...].« (Ebd.: 3) Was die Story zur Parabel macht, ist, dass hier der »Traum von der gesellschaftlichen Steuerung durch absichtsvolles Bauen« (ebd.: 21) geträumt wird, dem Joerges entgegenhält:

»Es lassen sich keine empirischen Hinweise beibringen, daß in irgend einem historischen Fall soziales Geschehen durch Bauen auf die Reihe gebracht werden konnte, über momentane und örtliche, meist triviale Mechanismen hinaus. Die Entfernung von Parkbänken führt dazu, daß sich Penner woanders hinlegen.« (Ebd.: 23)

Joerges' Moral von der Geschichte lautet daher, »Brücken und andere Techniken der Konstruktion öffentlicher Räume nicht unbesehen als Kontrolltechniken hinzustellen« (ebd.: 21) und Skepsis gegenüber »Kontrolltheorien« (ebd.: 22) anzumelden, »die sich [...] mit der Kontrolle städtischen Lebens und städtischer Strukturen durch Bautechnik [befassen]« (ebd.: 21).

Wollte man nun den Latour'schen Ansatz in dieser Debatte verorten, müsste man darauf hinweisen, dass die ANT es grundsätzlich zu denken erlaubt, dass Intentionen, Absichten, Weltentwürfe usw. dem Artefakt mit dem Ziel einprogrammiert werden, bestimmte soziale Effekte zu erzielen. Den »Traum von der gesellschaftlichen Steuerung

29 In ihrem Artikel »Moses' Bridges, Winner's Bridges and other Urban Legends in S&TS« (gemeint sind: die *Science and Technology Studies*) bilden Steve Woolgar und Geoff Cooper sogar einen Busfahrplan ab, der belegt, dass Jones Beach durchaus mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar war und dass die Busse darüber hinaus sogar die Parkways benutzt haben (vgl. Woolgar/Cooper 2011: 449).

30 Dass Latour solch »[s]tarke Versionen eines technischen Determinismus« (Joerges 1996: 4) nicht unterschreiben würde, kann man unter anderem einer Passage aus »Die Rechtsfabrik« entnehmen, in der sich Latour gegen »externalistisch[e]« (Latour 2016b: 298) Sichtweisen auf das Recht ausspricht: Diese lassen das Recht »aus einer Gesamtheit von Machtverhältnissen hervorgehen [...], denen es [...] als Werkzeug [dient], das die Absichten des Social Engineering erleichtert.« (Ebd.) Damit wird in einer »externen Geschichte« der »Kontext« (ebd.: 299) zum ausschlaggebenden Erklärungsfaktor – ein Verstoß gegen die Gebote der Ameisenforschung.

durch absichtsvolles Bauen« träumt Latour aber darum noch lange nicht: In die Schublade der Kontrolltheorien wird man die ANT nicht stecken können – nicht nur, weil der geläuterte Prometheus sich mittlerweile in Bescheidenheit übt und das Soziale ohnehin nicht im großen Maßstab »auf die Reihe« zu bringen beansprucht. Die ANT lässt den Akteuren zudem auch prinzipiell die Möglichkeit, sich durch Finten den Handlungsprogrammen der Ingenieure zu entziehen. Schlüsselbärte kann man glattfeilen und rassistische Brücken zur Not mit »Spitzhacke und Dynamit« wieder abreißen. In der Formel von der Fabrikation der Stadt ist die Einsicht enthalten: »Alles ist hier zusammengebaut; alles kann auseinandergebaut werden.« (Latour 2014: 305, Herv. i. O.) Ein an Latour angelehntes Stadtforschungsprogramm, dem es um die per Design eingerichteten sozialen Wirkungen der Artefakte geht, ließe sich schließlich ganz gut mit Joerges' Hinweis auf die Trivialität der Mechanismen auf den Punkt bringen. Nimmt man die Paris-Studie als Referenzpunkt, geht es Latour um ebensolche lokalen, winzigen Strukturierungen, die durch trivial und banal anmutende Objekte vorgenommen werden: *humble mediators*, die gar nicht auf allumfassende Kontrolle und schlupflochlose Verhaltensdetermination abzielen. Nicht das Panoptikum, sondern die Bodenschwelle aus Beton gibt die Richtung vor.

Eine theoretische Verortung der ANT soll an dieser Stelle aber gar nicht das Ziel sein. Im Folgenden wird vielmehr die Frage nach der moralischen Tonalität von Latours vermeintlich apolitischer Soziologie neu aufgeworfen und im Hinblick auf den Aspekt der unlauteren und anrüchigen Intentionen erörtert, die in der *Artifacts have Politics*-These eine Rolle spielen. Latour kommt auf Winner in seinem Aufsatz über den hydraulischen Türschließer (Latour 2006f) zu sprechen, der – indem er es allein Menschen mit genügend Körperkraft ermöglicht, problemlos durch die Tür zu kommen (vgl. ebd.: 244) – »vergleichbar« wird mit der »Geschichte [...] über die Busse, die mit armen Schwarzen voll besetzt nicht unter den Brücken hindurchpassten« (ebd.: 243). Wie auch die Brücken setzt der Mechanismus des Türschließers Nutzer mit bestimmten Eigenschaften voraus. Er »präskribiert, welche Art von Menschen durch die Tür gehen sollen« (ebd.: 246) – gleichsam wie die Brücken präskribieren, welche Art von Fahrzeugen und Menschen unter ihnen hindurchfahren dürfen. Es ist diese Präskription, welche »die moralische und ethische Dimension des Mechanismus« (ebd.: 243) bzw. Artefakts ausmacht. Der Türschließer »lässt [...] Segmente menschlicher Populationen außer Acht« (Ebd.: 244), er »diskriminiert« (ebd.: 245) sie:

»Weder mein kleiner Neffe noch meine Großmutter könnten ohne Hilfe hineinkommen, weil unser Türschließer der Kraft einer körperlich kräftigen Person bedarf, um genug Energie zum Schließen der Tür zu akkumulieren. Um eine klassische Wendung von Winner [...] zu benutzen, diskriminieren diese Türen auf Grund ihrer Präskriptionen sehr kleine und sehr alte Personen.« (Ebd.: 244, Herv. i. O.)

Im Weiteren lässt Latour die Türen aber auch »Möbelpacker« und Mitglieder der »höheren Klasse« diskriminieren, die von der Tür eingeklemmt werden, weil sie »die Hände voller Pakete« haben (ebd.).

Für Joerges ist insbesondere dieser letzte Zusatz ein Beleg dafür, dass Latours Bezugnahme auf Winner »ein wenig spöttisch« (Joerges 1996: 7) ist. Latours Pointe sei letztlich,

»daß alle Dinge gegen bestimmte Formen der Integration in menschliche Aktivitäten diskriminieren. Mit Latour könnte man zum Beispiel sagen, daß alle nach DIN Nr. so und so gebauten Treppen auf die Geometrie durchschnittlicher Erwachsener abgestimmt sind und kleinen Kindern, alten Leute [sic!] und Behinderten das Treppensteigen erschweren.« (Ebd., Herv. i. O.)

In »Paris« liefert Latour genau hierfür ein Beispiel: Bei seinem Stadtspaziergang wird Latour von einem 80 cm hohen Gitterzaun auf dem Mittelstreifen daran gehindert, die Straße an der gewünschten Stelle zu überqueren: »Not only does this barrier prevent me from crossing, it also attests to strong discrimination against old people, for the young agile ones jump over it and hop across the road between the cars, while I'm left standing on the other side, forced to obey its orders.« (Latour/Hermant 2006: 66) Passagen wie die über den Türschließer oder die als Zaun getarnte Absperrung mögen der Grund dafür sein, dass so mancher Rezensent Latour eine »pointedly [...] apolitical, ironic stance« (Madden 2010: 586) attestiert. Zu diesem Urteil kommt auch Joerges, der mit Bezug auf den Latour'schen Ansatz schreibt: »Artefakte diskriminieren und sind damit irgendwie politisch, aber eben nicht im Sinne eines entsprechenden politischen Auftrags. Der Aspekt Intention und Design, der für Winners [...] Programm zentral ist, interessiert Latour nicht im geringsten und wird bestenfalls als unproblematisch oder irrelevant vorausgesetzt.« (Joerges 1996: 6) Noch deutlicher wird der Vorwurf des Apolitischen zum Ausdruck gebracht, wenn Joerges schreibt, Latour sei (in seinem Türschließer-Aufsatz) »in keiner Weise an der Verteilung sozialer Güter oder gar an Verteilungspolitik à la Winner/Moses interessiert.« (Ebd.)

Das Bild, das sich durch die bis hierhin erfolgte Bestandsaufnahme ergibt, ist also zwiespältig: Auf der einen Seite ist in Latours Soziologie das Programm einer objektorientierten Stadtpolitik angelegt, die sich für die ethische und moralische Dimension von Artefakten sensibel zeigt und diese in den Einzugskreis einer Politik designter Dinge rückt. Auf der anderen Seite verwundert es nicht, dass die ANT dafür kritisiert wurde »depoliticized« und nicht in der Lage zu sein, »to bring out the political nature of technological assemblages.« (Graham/Farías 2011: 204) Dass Artefakte ausschließen, diskriminieren und am Bau von Macht- und Herrschaftsbeziehungen beteiligt sind, lässt sich mit Latour zwar denken, so richtig geht es bei ihm dann aber doch nicht um Ungleichheit, Exklusion oder Diskriminierung. Zwar sind in der ANT die Artefakte Träger von Moral (vgl. Latour 1996b: 28ff.), einen ›moralisierenden‹ Ton in politischer Hinsicht schlägt Latour jedoch nicht an – außer wenn es um den »Kampf um Gaia« (Latour 2017), die Erde und um Klimapolitik geht, die Latour ein »terrestrische[s] Manifest« (vgl. Latour 2018b) schreiben und die »Klimawandelleugner« (ebd.: 13) und »Klima-Quietisten« (ebd.: 15, Herv. i. O.) kurzerhand als »Feinde« (vgl. Beck/Latour/Selchow 2014, o. S.) bezeichnen lässt. Mit »Klimafragen« (Latour 2018b: 10) zieht die Stadt nicht als sozialer Lebensraum oder menschliches Sozialgefüge, sondern als »»Erde««, als »»Natur««, als »»Gaia«« (ebd.: 51) in die Stadtpolitik ein. Es kommt zu einer Neudefinition dessen, »worum es im öffentlichen Leben geht« (ebd.: 10, Herv. i. O.), »politische Emotionen [werden] auf neue Objekte hin kanalisiert« (ebd.) – etwa Fahrverbote für Dieselfahrzeuge, Tempo-30-Zonen zur Reduzierung der Stickoxide in den Innenstädten oder sogenannte blaue oder grüne Infrastrukturen: Regenwasserauffangbecken, begrünte Dächer und

Fassaden, öffentliche Grünflächen, mit denen die Stadt sowohl abgekühlt als auch resilient gegenüber den Auswirkungen des Klimawandels (Starkregen, Trockenperioden) gemacht werden soll, wobei insbesondere die öffentlichen Grünflächen in Konkurrenz und Konflikt zu anderen Nutzungen treten (vgl. Nickel/Bobbins 2015).

Durch das Klimathema sieht sich Latour nicht nur veranlasst, eine Karte der politischen Positionen zu zeichnen (vgl. Latour 2018b: 10), sondern sich selbst auch auf dieser zu verorten: Über die Klimawandel-leugnenden, von ihm sogenannten Außererdigen (vgl. ebd.: 44) schreibt er: »Sie leben in einer anderen Welt als ich, [...] sie sind humans, ich bin Gaian« (Beck/Latour/Selchow 2014, o. S.).³¹ Jenseits dieser politischen Stellungnahme gegen das, was Latour auch den »»Trumpismus«« (Latour 2018a: 44) nennt, ist die ANT ansonsten aber eine »laissez-faire sociology« (Latour 1996a: 170, Herv. i. O.), was die Interessen, Intentionen und Motive der Akteure angeht, über die Latour schreibt: »They are what they are, and they want what they want.« (Ebd.: 119) Ob die Akteure kleinlich oder großmütig sind oder gar profitieren (vgl. ebd.: 161, 197), die von Norbert ausgegebene Lösung lautet: »We aren't here to judge the actors.« (Ebd.: 191) Das *laissez-faire* kommt als Forscherhaltung der »ethnomethodologische[n] Indifferenz« (Garfinkel/Sacks 1976: 139) gleich: Der Soziologe enthält sich jeglicher Bewertung der von den Mitgliedern zum Einsatz gebrachten Methoden und hergestellten Wirklichkeiten und schlüpft in die Rolle eines neutralen Prozessbeobachters, der nach einer »unparteiische[n] Methode« (Latour 2010a: 85, Anm. 8) zu registrieren hat, wie die Akteure ihre jeweiligen Definitionen, Interpretationen und Szenarien durch Übersetzungsprozesse stabilisieren oder auch wieder in Frage stellen (vgl. Latour 2006b: 204f., Callon/Latour 2006: 88f., Callon 2006b: 185f.). Die ANT verfolgt hier das Programm einer »Soziologie der Kritik« (Boltanski 2010: 38) im Gegensatz zu dem einer kritischen Soziologie (vgl. ebd.): Der Forscher setzt nicht selbst zu einer Kapitalismuskritik an, sondern zeichnet nach, wie im Paris des 19. Jahrhunderts ein sozialistischer Bürgermeister seine »unfavorable interpretation« (Latour 1996a: 195) der »nasty capitalist railway companies« (Latour/Hermant 2006: 74) in zu enge U-Bahntunnel übersetzt. Die Akteure sind ständig »damit beschäftigt, andere Handlungsträger zu kritisieren« (Latour 2010a: 98) und »als legitim zurückzuweisen« (ebd., Herv. i. O.). Indem er »den Gesichtspunkt der Akteure« (Boltanski 2010: 56) übernimmt, ihre »Kritiken«, ihren »Gerechtigkeitssinn oder moralisches Gespür« (ebd.: 47), befolgt der Soziologe das oberste methodische Gebot der ANT: »Follow the actors« (Latour 2005a: 68; vgl. dazu auch Latour 2010a: 118f.) In den um die Wasser- und Energieversorgung geführten städtischen Kämpfen ließe sich mit Latour nicht Partei ergreifen: Die Interpretation »Marktkräfte sind klüger als Bürokraten« (ebd.: 99), die privaten gegenüber kommunalen Unternehmen den Vorzug gibt, ist eine von den Akteuren selbst hervorgebrachte Theorie, die im Rahmen einer

³¹ Die Verschiebung der Konfliktlinien bringt Latour auch mit folgendem Zitat auf den Punkt: »Das 19. Jahrhundert war das Zeitalter der sozialen Frage; das 21. ist das Zeitalter der neuen geo-sozialen Frage.« (Latour 2018b: 76, Herv. i. O.) Dabei betont er jedoch, dass mit der Klimafrage »marxistische bzw. materialistische Analysen« nicht »hinfällig« (ebd.: 75) werden. Es gehe im Gegenteil darum, »die soziale Frage erneut aufzugreifen« (ebd.), der Analyse der »Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten« (ebd.: 11) aber mit »der Einführung der Vorsilbe ›geo-‹« (ebd.: 75) eine neue Ausrichtung zu geben und »eine Karte der Kämpfe der geo-sozialen Plätze zu entwerfen« (ebd.: 76, Herv. i. O.). Für eine umfassende Einführung der Vorsilbe ›geo-‹ in die Soziologie, siehe Schroer 2015 und 2017.

»empirischen Metaphysik« (ebd.: 98) und im Modus der Indifferenz zu dokumentieren ist. Selbst hinsichtlich der Anliegen, die als brisante und untersuchungswürdige Gegenstände auf die Forschungsagenda zu setzen sind, muss der Forscher »den Akteuren folgen« (ebd.: 28) und sich aufmerksam zeigen für die von diesen selbst aufgeworfenen kontroversen, kritischen, ›heissen‹ Themen. Andernfalls bestünde die Gefahr, »völlig irrelevante Fragen an Leute zu richten, die sich ganz andere Fragen stellen« (ebd.: 261).

Nun ist es aber gerade diese Zurückhaltung bei der normativen Beurteilung der Akteure, die Norberts Assistenten ausrufen lässt: »There's a word for your type of abdication: it's *quietism!*« (Latour 1996a: 191, Herv. i. O.) Norbert erweist sich nicht nur als ›moralisch‹ indifferent gegenüber den von den Akteuren ins Spiel gebrachten Einsätzen, er weigert sich auch, der Geschichte einen Bösewicht zu geben (vgl. ebd.: 160, 197f.). Schurkenstories wie die über Moses' Brücken lassen sich mit Latour nicht erzählen, wobei Winner sogar zugesteht, dass das Brückenbeispiel auf eine Weise dargestellt wird, die den Fall allzu konspirativ erscheinen lässt (vgl. Winner 1989b: 25). Nach der Politik technischer Artefakte zu fragen erfordere keineswegs, »that we look for conscious conspiracies or malicious intentions« (ebd.). Verschwörungstheoretiker will Winner also nicht sein. Er rekurreert dagegen – wie auch Latour (vgl. Latour 2009a: 363) – auf die Figur der nichtintendierten Nebenfolge, um die Möglichkeit einzuräumen, dass schädliche Auswirkungen nicht auf bösartigen Intentionen beruhen müssen. Sein Beispiel sind nicht barrierefrei gestaltete Straßen: Hier habe man es mit »designs unsuited for the handicapped« (Winner 1989a: 25) zu tun, ohne dass man davon reden könne, dass der aus diesem Design resultierende Ausschluss vom öffentlichen Leben auf »anyone's active intention« (ebd.) zurückgeht.

Mit dem Verweis auf die Nebenfolge kommt Winner der Argumentation Latours sehr nahe, der Technik schon allein deswegen nicht kurzerhand auf soziale, ökonomische oder politische Interessen zurückführen würde, weil ihm ein solcher Erklärungsansatz zu ›krude‹ wäre (vgl. Latour 1996a: 131, 161). Man kann das Artefakt nicht aus einem sozialen oder politischen Kontext entspringen lassen, unter Vernachlässigung der verwickelten, heterogenen Gemengelage, die ein Projekt normalerweise ausmacht und die es nicht erlaubt, dass man einen isolierten (Kontext-)Faktor als den ausschlaggebenden identifiziert (etwa die sozialen Vorurteile eines Stadtplaners): »The big explanations in terms of politics, economics [...] wear out in contact with the hard, contorted circumstances.« (Ebd.: 133/134). Man muss die *big explanations* ersetzen durch »little networks« (ebd.: 134). An die Stelle der »crude sociology«, die auf einen »crude scandal« (ebd.: 161) aus ist, setzt Latour die »refined sociology« (ebd.: 131) der Akteur-Netzwerk-Theorie, die mit Hilfe der Langschrift der Soziologen sich daran macht, einen Fall im Detail zu rekonstruieren – unter Berücksichtigung aller der tausenden von Falten, die in die Formwerdung eines Artefakts eingegangen sind. Diesem netzwerkartigen, mannigfaltigen Charakter der Designobjekte trägt Latour auch dadurch Rechnung, dass er am Ende seiner Ermittlungen als Detektiv seinen Lesern eine Identifizierung von Aramis' Mörder schuldig bleibt: »Aramis is dead, but there was no murderer. There is no perpetrator, no guilty party. There is no particular scandal in the Aramis affair. [...] There wasn't a shred of wickedness in this collective drift of good intentions.« (Ebd.: 290f.)

Es gibt bei Latour also *wicked problems*, jedoch keine *wicked people*.³² Die Bösartigkeit einer heterogenen Gemengelage führt Latour hier ganz auf den »constant drift« (ebd.: 94) von Projekten zurück, deren Entwicklung einer unvorhersehbaren Reihe von Verschiebungen gleicht, deren Dynamik sich den Steuerungs- und Kontrollmöglichkeiten der Akteure entzieht. Allein diese Prozesshaftigkeit macht es unmöglich, ein komplexes Objekt wie die Stadt, das viele Falten hat, auf die Intention oder Vision (ob bös- oder gutartig) eines einzelnen *homo-faber*-Stadtbaumeisters direkt und unvermittelt zurückzuführen: »We cannot explain a work of architecture by referring to the sphere of politics or society only; nor is it to be attributed to a single personality only. [...] Design progresses by many *detours*, each of them modifying the initial design vision and aim of the project« (Yaneva 2012a: 3f., Herv. i. O.).

Die Geschichte über die diskriminierende Mülltonne müsste also wieder aufgenommen werden, um zumindest den Sprecher der Stadtreinigung noch zu Wort kommen zu lassen, der von der Unmöglichkeit des Pfandflaschensammelns als einem »leidige[n] Nebeneffekt« (zitiert nach Müller 2017: 137) spricht und mit dem ökonomischen Ziel der *BigBellys* auf eine andere Falte im Objekt aufmerksam macht: Der Stadt werden Kosten dadurch erspart, dass die Müllpresse das Volumen an Müll verringert und seltener geleert werden muss (vgl. ebd.). Auch Joerges bietet eine Alternativversion der Brückengeschichte an, der zufolge

»Moses [...] mit seinen Brücken nichts anderes getan [hat] als jeder andere Parkway-Beauftragte im ganzen Land – zumindest was den Ausschluß von Bussen angeht. [...] Die niedrigen Übergänge sind [...] ein tiefgehend institutionalisierter Teil der nationalen Baukultur, zu der bautechnische und viele andere Standards gehören.« (Joerges 1996: 16, Herv. i. O.)

Wenn auch der Latour'sche Ansatz sich nicht für das sozialkritische Anprangern von Böswichtigen eignet, so bietet er sich doch umso mehr dazu an, ebensolche Standards im Rahmen einer Politik designter Dinge in das »Idiom von den uns angehenden Sachen« (Latour 2009a: 369) zu übersetzen. Ein Standard kann dann »reklamiert« und »sorgsam redesignt« (ebd.) werden. Was man jedoch mit Latour weniger machen kann, ist diesen Standard mit dem Warnhinweis »here be dragons« (Star/Lampland 2009: 23) zu versehen. Zwar ist mitunter von »Soziologenteams« (Callon/Latour 2006: 96) die Rede, die Leviathane zerhacken (vgl. ebd.). Dennoch ist Latour kein Drachentöter, der schwarze Boxen öffnet und anprangert, was an *hidden politics* zum Vorschein kommt. Mit den »Waffen der sozialen Kritik« (Latour 2007: 16) rückt die Ameise nicht an. Ihre Wege haben wenig mit den Abenteuerreisen gemeinsam, auf denen die Helden Böswichte und Ungeheuer zur Strecke bringen. Wenn also im folgenden Abschnitt argumentiert wird, dass Latours Anliegen darauf hinausläuft, hinter den verschlossenen Türen der Fabrikationsstätten den Akteuren auf die Finger zu schauen, so muss man im Hinterkopf behalten, dass man dort zwar auf Politisches, aber in der Regel nicht auf Skandale oder Verschwörer stoßen wird.

³² Die Absolution, die Norbert den Akteuren erteilt, handelt ihm zusätzlich noch den Vorwurf ein, furchtbar naiv zu sein: »Next to you, Pangloss would come off as a pessimist.« (Latour 1996a: 198)